

Jung Mariannhill's Fahrt nach Afrika.

---

## Jung Mariannhill's Fahrt nach Afrika.

(Fortsetzung)

Den ganzen Montag bis zum späten Abend ging es der portugiesischen Küste entlang. Gegen 7 Uhr langten wir an der Tajo-Mündung an. Im Zickzack, unter vielen Windungen und Drehungen, führte uns der Lotse gen Lissabon hinan. Es war ein prächtiger Anblick. Das ganze linke Ufer war von Lichtern weithin umsäumt; ein Lichtmeer löste das andere ab, bis wir der eigentlichen Stadt näher kamen. Jetzt wurde das Bild noch herrlicher. Von Belem herüber begrüßte uns die helle Kuppel des Hieronymiten-Klosters, und märchenhaft leuchtete in Nachtlicht die fialengekrönte Fassade des früheren königlichen Schlosses herüber. An all den Hügelköpfen des rechten Ufers kletterten die Lichter hinauf. Kurz vor der eigentlichen Stadt warf das Schiff



Dr. Bonaventura umgeben von den im Juli nach Mariannhill abgereisten Postulanten.

mitten in der Bucht die Anker aus. 90 Meter mußte man ihn hinunter lassen, bis er endlich sich im Grunde einbohrte.

Hatte uns schon das nächtliche Lissabon zur Bewunderung hingerissen, so wuchs unser Staunen noch mehr, als das Tagesgestirn die Stadt in ihrem Glanze erstrahlen ließ. Da lag sie vor uns in ihrer Pracht, die ehemalige Königin des Meeres! Dicht aneinander geschmiegt, gleich als wollte sie sich für den Fall eines neuen Erdbebens gegenseitig stützen, zogen sich die Gebäude die einzelnen Hügel hinauf und machten sich in den dazwischen liegenden Mulden breit. Die weißen Häuser, die flachen Dächer und das Fehlen der Vegetation — nur einzelne Pinien und ein Zypressenwäldchen belebten das Bild — erinnerten uns an den Süden. Weiter nach links, in Belem, lag voll Wucht und Pracht das schon genannte Hieronymiten-Kloster und dicht an seine Kuppel geschmiegt, gleich als sei es ein Bestandteil des Klosters, breitete sich die schmucke Schloßfront aus. Rechts thronte auf stolzer Höhe ein mächtiges,

quadratformiges Schloß mit breiter, von zwei starken Türmen flankierter Fassade, wie wir hörten, die Wohnung des Präsidenten. Nicht weit davon begann die eigentliche Stadt. Ein regelrechtes Häusermeer zog sich, soweit wir sehen konnten, die Buchten entlang und die Hügel hinan. Schmucke Kirchenfronten, alle in dem bekannten spanisch-portugiesischem Barockstil mit niedrigen, durchbrochenen Türmen und hochragenden, blendendweißen Kuppeln, belebten das Stadtbild. Wie anderwärts drängten sich auch hier als Fremdkörper moderne Industrieanlagen ein, besonders unten am Hafen. Das gegenüberliegende Ufer steigt steil aus dem Wasser empor. Scharf zerrissen und nur hier und da von einer Einsiedlerpinie bestanden, machen die Hügel einen etwas düstern, uns Nordländern ganz ungewohnten Eindruck. Von stolzer Höhe winken ein kleines Dörfchen und zwei schmucke Klösterlein herunter. Zwischen den beiden Hügelketten streckt sich die Bucht dahin, vor uns, soweit man sehen konnte, dicht von Schiffen belebt, die alle gleich dem unsern mitten im Fluß vor Anker lagen.

Gegen 8 Uhr wurde es um und auf dem Schiff lebendig. Dampfboote kamen und holten Passagiere an Land, ließen dafür aber allerlei Gelichter zurück. Postkartenhändler, bei denen man „Postkartsken sen Stüg vor ein Mark“ kaufen konnte, Geldwechsler, Briefmarkenverkäufer, Obsthändler, die Südfrüchte feilboten, fast alles Galgengesichter, wie sie im Buch stehen, machten sich überall in der aufdringlichsten Weise breit. Zur Vorsicht schlossen wir unsere Kabinen ab. Allmählich rückten auch Frachtkäne an, alles Kaliber aus vergangenen Zeiten, die lebhaft an die Fahrzeuge der alten Wikinger erinnerten. Motorbetrieb kannten sie nicht. Alles wurde mit Segeln und Stricken gemacht. Kein Wunder also, wenn sie lange brauchten, bis sie endlich an unserm Schiff festgebunden waren und ihren Inhalt abgeben konnten. Bei all dem konnten wir den portugiesischen Typ so recht beobachten. War das ein Geschrei, Gezeter, Fluchen, Manipulieren und Gestikulieren, wenn zwei Kähne einander zu nahe oder sich gar ins Gehege kamen, oder gar erst, wenn ein Strick riß, an dem das Fahrzeug befestigt war! Klettern konnten diese zerklumpten, schmutzigen, barfüßigen Gestalten wie die Katzen. Wo niemand es für möglich hielt, kletterten sie empor. Unvermutet tauchte mehr als einmal so eine Katze vor unserm Schiffsgeländer auf, um sein elendes Fahrzeug oben irgendwo anzubinden. Beim Einladen ging es gleichfalls portugiesisch zu. Einen Finger hat sicherlich keiner verstaucht, so fleißig trieben sie es; besser entwickelt zeigte sich ihre Zungenfertigkeit und ihre Gesten, womit sie jedes Wort begleiteten. Im Fluchen würde selbst der geübteste bayerische Fuhrknecht, und würde er auch seinen ganzen Reichtum an Schimpfwörtern anbieten, dem Durchschnittsportugiesen bei weitem nachstehen. Das will schon was heißen! Gott sei dank, daß wir nicht alles verstanden. Im Großen und Ganzen gewannen wir den Eindruck, daß der Portugiese im *dolce far niente* seinem Stammesbruder nicht nachsteht. Nachmittags kamen unsere portugiesischen Passagiere mit Kind und Kegel, mit Sack und Pack, 120 an der Zahl. Deutlich stand es in den Gesichtern der Schiffsmannschaft geschrieben, wie willkommen ihnen die neuen Gäste seien. Das Konzert um 4 Uhr wurde eröffnet mit dem Marsch „Einzug der Gladiatoren.“ „Es ist Tradition, daß dieser Marsch in Lissabon gespielt wird, sagte ein Violinspieler, jetzt sind sie da“, nämlich die Gladiatoren, alias die portug. S... Abends genossen wir einen wunderbaren Sonnenuntergang. Die Sonne übergoß die zerrissenen, am westlichen Himmel dahinziehenden Wolken wie mit flüßigem Gold, das weiter nach Rechts allmählich in ein herrliches Purpur überging. Magisch leuchtete der rötliche

Sonnenschein auf Belem; das Wasser der Bucht spiegelte den Himmel in all seiner Farbenpracht wieder, während links die zackigen Umrisse der dunklen Ufernhügel sich scharf vom hellen Abendhimmel abhoben. In Gedanken versunken betrachteten wir das herrliche Schauspiel, das wir mit Muse genießen konnten. Die Sonne stand ja noch verhältnismäßig hoch am Himmel. So dauerte es geraume Zeit, bis der Farbenglanz ermattete. Bald bligte drüben ein Licht nach dem andern auf, und mit der Dunkelheit tauchte dieselbe märchenhafte Szenerie auf, die schon Tags zuvor unser Auge gefesselt hatte.



Lehrpersonal in Keilands.

Bei Einbruch der Nacht waren auch unsere drei Ausflügler, Prof. Käufer, P. Jakob und Sr. Rafael, die sich vormittags hatten an Land fahren lassen, zurückgekehrt. Prof. Käufer hatte sich einer Gesellschaft angeschlossen, die im Auto zu den wichtigsten Sehenswürdigkeiten geführt wurden, während P. Jakob und Sr. Rafael es aus naheliegenden Gründen vorzogen, allein für sich in der Stadt herumzuschweifen. Dabei hatten sie Gelegenheit das portugiesische Volksleben so recht kennen zu lernen. In allen Straßen und auf allen Plätzen stießen sie auf jene malerischen, typisch südländischen Gruppen, wie sie ein Murillo in seinen unübertroffenen Genrebildern festgehalten hat. Sonst waren

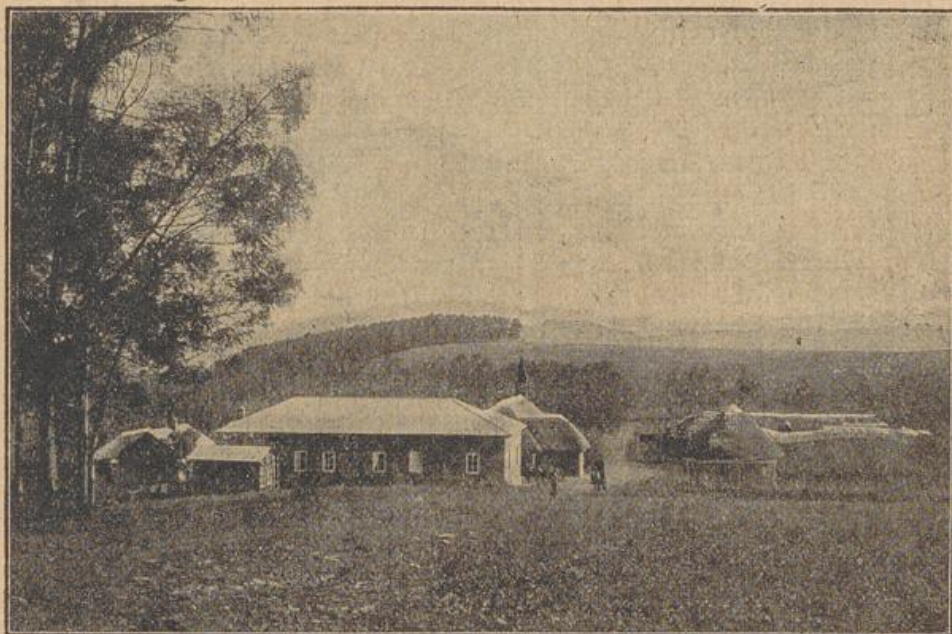
sie von der Stadt nicht besonders erbaut. In den Straßen herrschte ein fürchterlicher Schmutz, und überall, wohin sie gingen, wurden sie von zweifelhaften Düften verfolgt. Ganz anders lautete das Urteil des Prof. Käufer. Er fand nicht Worte genug, um die Schönheit der Stadt zu preisen. „Lissabon und nicht Neapel sehen und sterben!“ rief er aus.

Um 7 Uhr verließen wir Lissabon. Wir standen noch lange an Deck; hieß es ja, jetzt von Europa Abschied zu nehmen. Ob wir bewegt waren?... „Leb wohl du alte Welt, wer weiß ob wir uns wiedersehen,“ so riefen wir dem zurückbleibenden Festlande noch nach.

Draußen im Meere begann wieder das Schaukeln. Regenwolken jagten am Himmel dahin und der wilde Wind umheulte unser Schiff, als wollte er es aus den Fugen reißen. Hochaufgepeitscht umtobten uns die Wogen. Das eine und das andere Mal sprangen sie neugierig über Deck; eine ganz nasenweise Welle erfrechte sich sogar das Oberdeck zu inspizieren. Viele wandelte wieder jenes unennbare Weh an, das die davon Betroffenen in der Kabine zurückhielt. Fr. Gregor jammerte in seinem schwäbischen Hochdeutsch: Jetzt hab i gmoint, nach Lissabon wird das Meer ruhig. Aber die Matrosen haben mich angeschmiert. Jetzt glaub i aber gar nix mehr und wenn sie zehnmal dae Wahrheit sagen. P. Jakob hielt sich trotz seiner elenden Stimmung auf den Beinen. Jede Anspielung auf seinen Zustand quittierte er mit dem Zitat: Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten usw., um sich selbst Mut einzuflößen. Willensschwäche und Energielosigkeit meinte er, begünstige die Seekrankheit, während ein starker, entschiedener Wille sie vertreibe. Er glaubte so fest an die Wirksamkeit seines Rezeptes, daß er kühn behauptete, ihm drohe gar nicht diese üble Gefahr. Als ihn der Stewart frug, warum er denn so wenig esse, zitierte er das andere Dichterwort: Der Menschheit ganzer Jammer fast mich an. Ihm gleich begnügten sich noch mehrere andere mit Spazienportionen. Fr. Friedrich spazierte voll stolzer Entsagung an der beladenen Tafel vorbei; Fr. Laurentius wurde schon vom Anblick der Speisekarte satt. Mehrere andere ließen sich bei Tisch überhaupt nicht sehen. Für etwas Unterhaltung sorgte Fr. Vitalis. Voll Mut war er zum Essen aufgestanden. Doch mitten im Mahle fühlte er seine Anwandlung zur Ergebung in sich aufsteigen. Langsam und feierlich, als ob nichts zu befürchten wäre, zog er ab. Das ist in solchen Fällen die beste Art sich vor großer Verlegenheit zu bewahren. Ein Herr, der sich ebenfalls vom Tische entfernen mußte, um sich über Bord zu beugen, war so schlau, nahm bei annähernden Schritten schnell seinen Feldstecher zur Hand und sagte: „Das Wasser habe in dieser Zone einen eigentümlichen Farbenschmelz.“ Und wirklich, die Meisten von ihnen fanden es so. Die Welt will halt betrogen sein.

Später hellte sich der Himmel wieder etwas auf; auch der Wind ließ etwas nach, obwohl er das Meer noch ziemlich stark aufwühlte. Am Abend zog in allernächster Nähe ein riesiger, hellerleuchteter Passagierdampfer vorüber. Es war die Majestic, Deutschlands ehemaliger Bismark, der von Südamerika nach England zurückkehrte. Traurige Gedanken stiegen beim Klange dieses Namens auf; wehmütige Grüße flogen hinüber. Gott sei Dank, daß es Nacht war; so mußten wir wenigstens nicht sehen, wie Albions hochmütige Flagge sich auf dem stolzen Mast breit machte. Aber es kam uns auch jenes Wort aus dem Magnificat in den Sinn: Deposuit potentes de sede. Die Stolzen stürzt er vom Throne, — aber auch das andere — die Demütigen erhebt er. „So fahr denn hin unter fremder Fahne, stolzes Schiff. Die Weltgeschichte wird auch dich einst rächen. Einst wird kommen der Tag, wo Albions starke Weltmacht, sei sie durch Waffen und Verträge noch so befestigt, in Trümmer sinken wird.“

Nach diesem Gruß zogen wir uns zum Abendessen zurück. Bei Tisch klappten noch gähnendere Lücken als zu Mittag. Das Schiff schwankte stark hin und her. Wir mußten aufpassen, daß das Geschirr nicht auf den Boden hinunterrutschte. Zum Schluß gab es noch ein kleines Schauspiel, dessen Held Fr. Antonin war. Er hatte seine Mahlzeit bereits beendet. Schweigend saß er da, den Kopf in die Hände gestützt, als sei er in philosophische Probleme vertieft. All seine Willenskraft bot er auf, um nichts merken zu lassen. „Si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae.“ Aber mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten, und das Unglück schreitet schnell. Plötzlich ein gewaltiger Stoß. Das Schiff neigt sich zur Seite. Teller klirren auf den Boden. Drei Stewards stoßen beim Abtragen zusammen. Fr. Antonin springt auf; in den



Unsere Missionsstation Maria-Trost.

Stewards bleibt er hängen. Der Vulkan bricht aus. Eigentümlich, kein Unheil verkündende Wolke war vorher zu sehen. Schallendes Gelächter erhebt sich. So verschwindet der Held von der Bildfläche. . . All das war das Werk eines Augenblickes. Wir konnten uns fast nicht mehr helfen vor Lachen; Stewards, Fratres, die übrigen anwesenden Passagiere, alles fiel ein in den Chor. Es dauerte geraume Zeit bis wir uns wieder recht bei Sinnen fanden. Fr. Urban, der sich den Abend über auch nicht ganz wohl gefühlt hatte, wurde auf den Schreck und das Lachen hin völlig kuriert. „Das Lachen ist für die Deutschen das beste Mittel, aber für die Portugiesen scheint's das Raufen zu sein,“ sagte ein Matrose. Aber weder Schimpfen noch Lachen vermögen der Seekrankheit jeden noch so unangenehmen Raub verwehren. Deshalb sind solche Zwischenfälle auf dem Schiff nicht sehr selten. Darum nimmt sie auch niemand übel; man lacht höchstens für den Augenblick recht herzlich, und dann ist alles wieder vergessen.

Später, als die Fluten der Gemüter sich längst wieder geglättet hatten, schauten die auf Deck stehenden Fratres nach dem Sternenhimmel. Doch was war das? Mit der Milchstraße war eine Schiebung vorgenommen worden.

Also sind selbst die Sterne am Himmel nicht mehr sicher! Nach längerem Suchen fand man den großen Bären. O weh, der war am Ertrinken! Die Vorderpranke stak schon im Wasser. Angstvoll, gleichsam um Hilfe heischend, schaute er zu uns herüber, die ihn doch nicht seinem Geschicke entreißen konnten. Auch der Orion neigte sich schon bedenklich aufs Meer herunter. Fühlte etwa auch er sich seekrank? Oder krümmte er sich vor lauter Gram, weil ihm die Stunde der Erlösung immer noch nicht schlagen wollte?

Auf Regen folgt Sonnenschein, sagt ein altes Sprichwort: so löste auch unsern trüben Tag ein herrlicher Morgen ab, uns doppelt willkommen, da er uns zu den Kanarischen Inseln bringen sollte. Schon in aller Frühe zeigte sich weit vorn am Horizont ein kleines Stück Land, es war Teneriffa. Bald tauchte auch zur Linken ein anderes Eiland auf, das berühmte Las Palmas. Unser Schiff steuerte direkt auf Teneriffa zu. Immer höher stieg die Insel aus dem Meere empor. Nach zweistündiger Fahrt lag sie soweit vor uns, daß wir die Einzelheiten unterscheiden konnten. Steil und schroff ragten die vulkanischen Massen in den Himmel hinein, zerissen und zerspalten, als ob sie die Wolken zersägen wollten. Hell hoben sich die vom Sonnenstrahl beschienenen Teile vom dunklen Untergrund ab; durch den leichten Dunst, der das ganze Bild mit einem zarten Schleier überzog und dadurch verklärte, winkten sie uns freundlich zum Willkommen entgegen. Immer deutlicher, immer schöner wurde das Bild, je näher wir kamen. Unter Gischt und Schaum zerschellten an dem steil aufschießenden Felsengestade und den wenigen vorgelagerten Klippen die Wogen. Zerklüftet, zerissen, in- und übereinandergeschoben, von Schluchten zerteilt und von Müden unterbrochen stiegen die rötlichen Bergmassen jäh zum Himmel empor. Wir entdeckten kaum ein kleines Fleckchen, wo etwas Vegetation Platz und Boden gefunden hätte. Nur die obersten Gipfel krönte etwas Wald. Sonst brachten nur Kakteen, die wie vom Wind zerstreute Federn überall an den Abhängen sich festgewurzelt hatten, mit ihrer hellgrünen Farbe etwas Leben in das ewige Rot des Gesteines. Von der Sonne hell beleuchtet, grünten auch vereinzelt, wie Schwalbennester an die Felsen geklebte, weiße Häuschen herunter. Unsere Schweizer fühlten sich lebhaft an ihre Heimat erinnert; allüberall fanden sie in den gezackten Höhen heimische Berge und Täler.

Noch war Santa Cruz, die Hafenstadt der Insel, durch die Bergwand verdeckt; aber welch prächtiges Bild öffnete sich unsern Augen, als wir um diese Wand bogen! Da lag vor uns an einer langgestreckten, halbmondförmigen Bucht Santa Cruz. Rechts türmte sich das eben beschriebene Gebirge empor. In der Mitte streckte sich an sacht ansteigendem Gestade die Stadt dahin. Dahinter zog sich amphitheatralisch fruchtbares Gelände in die Höhe. Wie mit einem Sieb schienen die weißen Häuschen über den ganzen grünen Plan zerstreut worden zu sein; nur hier und da sammelten sie sich zu kleinen Ortschaften an und in der Nähe der Stadt traten sie etwas näher aneinander. Drohend hing zur Linken über diese Landschaft eine riesige Felsenschicht; man meinte, sie müßte sich jeden Augenblick loslösen, um das zu ihren Füßen liegende Bild des Friedens unter sich zu begraben. Den Abschluß zum Ganzen bildete der Stolz Teneriffas, der über 3000 m hohe Pic. Majestätisch hob er sein schneegekröntes Haupt empor in den Himmel. Ein leichter Nebelkranz schmückte einem Diadem gleich seine weiße Stirne. Dazu denke man sich noch das Meer, so tiefblau und klar, so herrlich, wie man es sich nur vorstellen kann. Und all diese Pracht übergieß noch die südliche Sonne mit ihrer Schönheit.

In Santa Cruz lagen wir über drei Stunden. Unser Dampfer faßte frisches Trinkwasser und Lebensmittel. P. Azwanger ließ sich ans Land fahren; nennens-

werte Sehenswürdigkeiten fand er keine; über die Art, wie ihm die Bewohner, eingewanderte Spanier, entgegenkamen, — er war in Soutane mit rotem Cingulum und ohne Mantel ausgegangen, — sprach er sich sehr lobend aus. Gleich nach Verankerung des Schiffes waren auch die typischen Südfrüchthändler an Bord gekommen, bei denen auch wir uns etwas Orangen und Bananen erstanden. Ein Taucher führte sein Kunststücke vor. Ins Wasser geworfenen Geldmünzen sprang er nach und fischte sie für sich heraus. Allein die „poor Germans“ konnten ihre paar Schillinge und Pence nicht zum Vergnügen ins Wasser werfen. Drum zog unser Taucher nach drei oder viermaligen Erfolgen es vor, seine Vorführungen aufzugeben und abzuziehen.

Nach mehrstündiger Fahrt gelangten wir gegen Sonnenuntergang in die



P. Joseph Meiner R. M. M. mit seinen Schäflein.

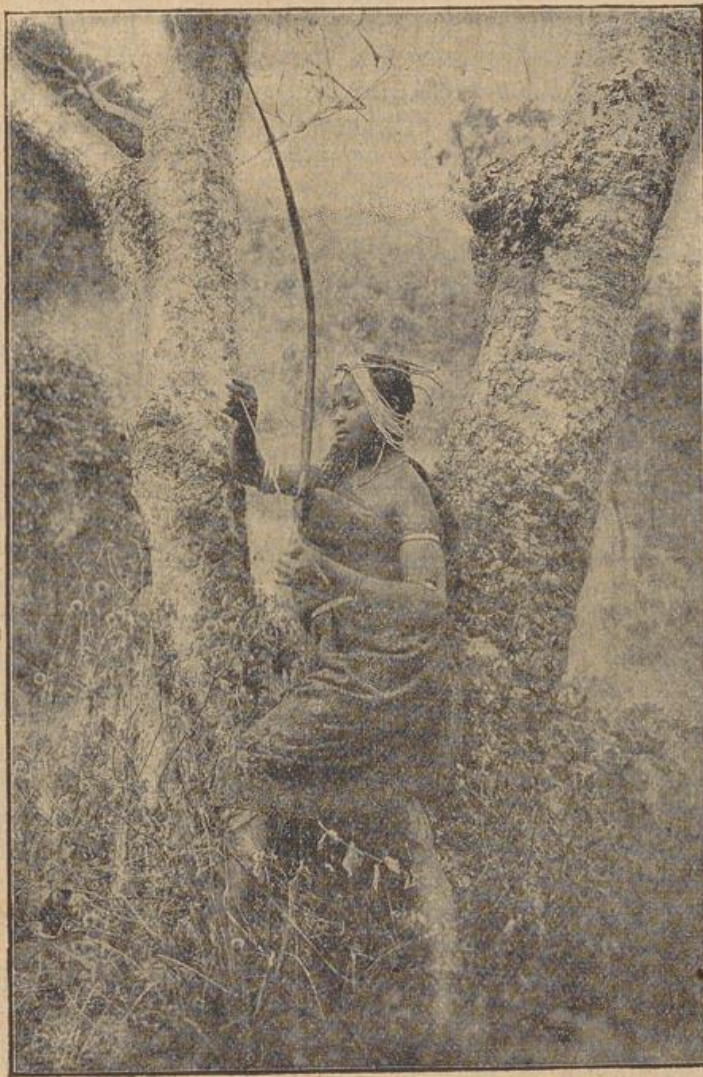
Nähe von Las Palmas. Von einem einzelstehendem, hochragendem Bergvorsprung sandte ein Leuchtturm sein Licht über die Fluten. Wie schön läßt es sich an einem solchen Abend, bei solcher Landschaft betrachten! Unentwegt und unbekümmert um die Wogen, die von rechts und links anprallen, soll unser Schifflein durch das dunkle Meer des Erdenlebens ziehen. Von hoher Warte weist der himmlische Leuchtturm den Weg zum sichern Port. O Meeresstern, steh dann uns armen Pilgern bei: Maris Stella.

Als wir den Vorsprung umschifft hatten, lag Las Palmas vor uns in feenhafter Beleuchtung. Neue Flammen tauchten in dem Lichtermeere auf, andere verschwanden wieder und verursachten so eine flimmernde Unruhe in dem Lichtergewoge. Noch war der Anker kaum ausgeworfen, da umschwärmten schon eine ganze Anzahl gespensterhaft beleuchteter Kähne das Schiff. Die einen waren über und über mit Südfrüchten beladen, andere bargen handgewobene und handgestickte Tischtücher, geflochtene Klub- und Schiffssessel, und sonstige

Liebhabsgegenstände, wieder andere brachten Passagiere an Bord. War das ein Leben, ein Betrieb und ein Geschrei! Alles lehnte sich ans Geländer und schaute auf das venetianische Treiben hinab. Schwups!—au weh! Ein Obstverkäufer hatte einen Strick heraufgeworfen, an dem die Fruchtkörbe hinaufgezogen wurden, und, o Unglück, der Strick hatte Bekanntschaft mit dem zarten Gesicht einer Dame gemacht. „Apfelsinas, fifteen for one schilling, schöne, große Apfelsinas“. „Orandsches. Hier Sennior, hier“. Schrien alle durcheinander. „Senniooor! Ganze Korb“. „Was kosten sie?“ „7 shilling“. „Zu teuer“. O, schöne Apfelsinas, großer Koffer, große Koffer“. Dabei wiegte der junge kanarische Schreihals sein Körbchen mit dem Arm auf und ab. „Hier, hier, Sennior hier kaufen. Große Apfelsinas.“ So suchten die einen die anderen zu übertönen und die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken; jeder pries die eigene Ware als die beste an. Man verstand kaum mehr sein eigenes Wort. Dazu schaukelten die kleinen Kähne mit den Wogen auf und ab. Als ein Schleppdampfer mit dem Kohlenboote erschien, mußten die Händler mit ihren Booten Platz machen. Welch ein Durcheinander, welch ohrenbetäubendes Geschrei, als sie nach allen Seiten Reißaus nahmen! Redlich half dabei der Haufen Kohlenarbeiter mit Schimpfen, Schreien, Rasen, Gestikulieren. Der Schleppkahn wurde festgebunden; die Händler durften wieder heranrudern. Nun ging es ans Feilschen. Handelseins geworden, zog man selbst sein Körbchen hinauf. Sr. Vitalis erhandelte sich einen ganzen Korb mit 105 Orangen. Er hatte versucht den Preis ziemlich herabzudrücken. Schließlich ertönte unten ein „All right“, und von einem kräftigen Ba-ma begleitet, angelte er seine Orangen herauf. Im Bewußtsein seines Erfolges eilte er freudestrahlend in die Kabine. Welche Enttäuschung erlebte er, als beim Zählen seiner 105 Früchte mit der 75. aufhören mußte! Noch oft wurde er in den folgenden Tagen ob seines profitlichen Handels gehänselt. Auch die andern Fratres erstanden sich etwas Obst; wir rückten ja immer weiter in der heißen Zone vor, und in den kommenden 13 Tagen, an denen wir keinen Hafen anliefen, waren wir recht froh, daß wir zur Stillung des Durstes neben dem ganz warmen Trinkwasser ab und zu Obst zu uns nehmen konnten.

Beim Aufwachen fanden wir das Schiff bereits wieder in voller Fahrt. Nichts als Himmel und Wasser war zu sehen; diese Landschaft oder vielmehr Seeschaft sollten wir ununterbrochen bis zum 13. Dezember genießen. Kein Land war zu sehen, keine Palme zu erspähen; es umgab uns stets nur Wasserwüste und leerer Himmelsraum. Mit jedem Tag nahm die Hitze zu. Das ganze Deck wurde mit Zeltdecken überspannt, damit man sich wenigstens etwas Schatten erfreuen konnte. Das heiße Klima machte sich immer fühlbarer. Der Appetit ließ merklich nach, der Durst wuchs. Nachts wurde es in den Kabinen ganz ungemütlich. Die Meisten von uns konnten nur sehr schlecht und für einige Stunden schlafen. Der eine und der andere suchte sich oben auf Deck eine Bank oder sonst einen verborgenen Winkel auf, um sich in frischer Luft ein Lagerplätzchen zu sichern. Selbst wer sich eines regelmäßigen Schlafes erfreuen durfte, fühlte sich des andern Morgens ganz zerschlagen und matt. Im Kinderzimmer, das keine direkte Lüftung hatte, befand sich während der Messen eine Luft, die einem Gesundheitsfanatiker die Haare hätte zu Berge stehen lassen. Zum Glück war der Himmel meistens bedeckt, so daß die Kraft der Tropensonne bedeutend geschwächt wurde. Auch wehte gewöhnlich eine erfrischende Seebriese, die die Schwüle stark dämpfte. Nur zwei Tage erlebten wir, an denen die Sonne ungehindert ihre tropische Glut auf uns warf. Da ward es in Wahrheit ungemütlich. Zu keiner, auch nicht der leichtesten Arbeit fähig, lungerte alles müßig auf den Bänken herum oder suchte sich in den Kabinen etwas Kühlung

zu verschaffen. War es auf dem Meere schon so schwül, welche Hitze mußte dann erst auf dem benachbarten Festlande herrschen! Mit Mitleid gedachten wir der Missionare, die drüben am Senegal, an der Goldküste, in den Ländern um den Golf von Guinea in der Tropenglut ihrer Berufsarbeit nachgehen müssen; wir fragten uns, wie viele wohl gerade fieberkrank darniederlägen, und wie viele schon in jenen Gegenden der afrikanische Boden deckte, die in der Blüte ihres



Eine schwarze Musikünstlerin.

Lebens dahinsanken im Dienste der unsterblichen Menschenseelen. Beim Gedanken an die vielen und schweren Opfer, die unsere Missionare in den Tropen bringen müssen, fühlten wir uns etwas beschämt, wir, die auf dem Dampfer unter schützendem Zelt bei kühler Seebriese einem der schönsten Missionsgebiete entgegenzogen, und die schon öfters ein Klagelied über die vielen Beschwerden gesungen hatten; durch das Beispiel dieser Helden ermuntert, versuchten wir die Mühsale der Reise und des Klimas geduldiger zu ertragen. (Fortsetzung folgt.)